

## Anderssein. Ausgrenzung entwürdigt, Begegnung bereichert.

Das Predigen ist eigentlich nicht meins. Aber vielleicht darf ich heute eine Art Botschafterin sein. Botschafterin für das Anderssein oder zumindest für einen neuen Blickwinkel auf das Anders- und Fremdsein. Einen Blickwinkel auf jene, deren Lebensrecht in Frage gestellt ist und deren Würde möglicherweise durch ihr Anderssein immer wieder – bewusst oder unbewusst – Verletzungen erfährt. Deren Anderssein schwer mit Vorurteilen behaftet ist und mitunter entwürdigende Reaktionen von außen auslöst. Im Übrigen – und vorweg – glaube ich, dass wir nicht nur die Würde des anderen verletzen, wenn wir entwürdigend denken, kommunizieren oder handeln, sondern immer auch unsere eigene.

In den Fokus meiner Betrachtungen möchte ich folgende Leitgedanken setzen: **Immer den Menschen sehen.** Den Menschen und nicht den Rollstuhl. Zuerst den Menschen sehen und nicht die Behinderung. Zuerst den Menschen sehen und nicht das Syndrom. Zuerst den Menschen sehen und nicht die Nationalität. Ja, auch: Den Menschen zu erkennen hinter seinem schwierigen Verhalten. Immer also den Menschen zu sehen hinter seinem vordergründigen Anderssein.

Das sind schwierige Übungen. Immer wieder. Ich stehe hier bestimmt nicht als die, die das beherrscht. Dermaßen schnell kippt man in eine Bewertung, braucht sie manchmal regelrecht, diese Ein-Ordnungs-Schublade, um sich daran festzuhalten und so der eigenen Verunsicherung etwas entgegenhalten zu können. Aber ich möchte ermutigen, sich dann und wann davon zu befreien, sich zu entlasten von den eigenen Befangenheiten, von Vorurteilen und Schwarz-Weiß-Malereien, um eben: den Menschen sehen zu können abseits von allem Vordergründigen und Oberflächlichen, abseits aller Stereotype und Klischees. Wer das hin und wieder erlebt, möchte mir vielleicht zustimmen, wenn ich behaupte: Darin liegt etwas Erlösendes, etwas Befreiendes. Nicht nur für den anderen. Gerade auch für uns selbst.

*Ich möchte Ihnen drei Geschichten erzählen ...*

Die erste Geschichte handelt von einer jungen Frau. Sie ist Mitte zwanzig, erwartet ihr erstes Kind. An einem Sonntag, ihre Schwangerschaft ist bereits fortgeschritten, sitzt sie mit Freunden auf deren Terrasse. Man genießt diesen lauschigen Sommernachmittag mit gutem Essen, fröhlichen Gesprächen, Gemütlichkeit unter Freunden. Plötzlich kommt – wie aus dem Nichts – über die Felder, durch den Garten, ein Mädchen angerannt. Schnell wird klar, dass sie ausgebüchst ist von zu Hause. Die Gesellschaft ist irritiert, das Mädchen zieht mit ihrer wilden, lauten Art die ganze Aufmerksamkeit auf sich. Das Mädchen hat das Down-Syndrom. Die schwangere Frau zieht sich zurück, verlässt den Tisch, während sich ihr Mann um die Ausreißerin kümmert, sie in ein Gespräch verwickelt und versucht, die Aufregung, die sie um sich verbreitet, einzudämmen.

Später, nachdem die Eltern benachrichtigt wurden und sich die Gesellschaft aufgelöst hat, wird ihm seine Frau kopfschüttelnd gestehen, dass sie mit Sicherheit nicht mit so einem Kind

könnte. Nicht einen Moment denkt sie dabei daran, dass ihr Baby auch „so“ ein Kind, also ein Kind mit Down-Syndrom sein könnte. Denn genau das hat sie gemeint: Ein Kind mit geistiger Behinderung. Sie weiß nur in dem Moment: Sie könnte das nicht. Oder vielleicht auch: Sie will das nicht. Im Nachhinein weiß sie: Was für eine Anmaßung, dieses Wollen.

Nur wenige Wochen später erfährt sie, dass ihr Ungeborenes einen schweren Herzfehler hat. Auch der Verdacht auf eine Trisomieform wird ausgesprochen. Das Down-Syndrom – so der gängigere Begriff für die Trisomie 21 – wird von den Ärzten als wahrscheinlich eingestuft. Was dann passiert, ist das, was man wohl unter „eine Welt zusammenbrechen“ versteht. Es stürzt regelrecht in sich zusammen, was bislang als selbstverständlich galt. Es wird all das geprüft, was in der Theorie so schnell daher gesagt ist und in der Praxis die Grenzen des Erträglichen streift, Ängste heraufbeschwört, teilweise regelrecht Verzweiflung auslöst. Jetzt geht es ans Eingemachte, es geht um das viel zitierte Annehmen und Loslassen: Annehmen, dass das Leben etwas anderes mit dir vorhat, als du geplant hattest. Loslassen, was – zumindest gefühlt – für alle um dich herum selbstverständlich ist: ein ganz normales, gesundes Kind zu bekommen. Die Zeit der guten Hoffnung weicht nun dem bangen Zweifel und der großen, alles vereinnahmenden Frage:

Ist dieses Kind in dieser Gesellschaft überhaupt willkommen?

Sowie: Wieviel Anderssein ist erlaubt? Wie alleine wird man mit dieser Aufgabe sein?

Die Frau fällt in ein emotionales Loch. In einen Abgrund – als Schnittstelle, die das Vorher vom Nachher trennt. Dunkle Gedanken umgeben sie. Ein geistig behindertes Kind zu bekommen ist fern ihrer Vorstellungskraft und beflügelt die ärgsten Phantasien. Dazu steigen all jene Geschichten aus dem Unterbewusstsein auf, die bereits von „solchen“ Kindern überliefert wurden – es sind keine schönen Geschichten und ihre Protagonisten tragen keine schönen Namen. Immer sind sie mit dem Pathos des Elends und jenes Schicksalhaften behaftet, dem angehängt wird, das Familienglück unwiederbringlich beschädigt zu haben. Erinnernte Erzählungen, die sich jetzt in ihr Herz schneiden.

Da ist dieser schwangere Bauch, dieses Kind in ihr, das ursprünglich soviel Freude ausgelöst hat und jetzt mit Enge, Schmerz und Hader verbunden ist. Dieser Bauch, der ein Leben in sich trägt, das so eng verbunden mit ihrem eigenen ist. Das sie ablehnt und für dessen Ablehnung sie gleichzeitig Schuldgefühle plagt ... Für sie gibt es keinen Plan B, alles was sie tun kann, ist das folgende: Es auszuhalten. Durchzutauchen in der Hoffnung, dass es wieder besser werden wird. Und diesem Fallenlassen in den Schmerz, dieser Hingabe an etwas, das sie so bislang nicht gekannt hat, folgt ein Gefühl des Getragenseins. Ein Gefühl jenes Aufgefangen-Werdens, das dem absoluten Loslassen entspringt – wenn alles bricht, wenn man aufhört zu strampeln und sich „höheren Mächten“, dem Leben, Gott, übergibt.

Es ist meine persönliche Geschichte, die ich Ihnen hier erzähle. 17 Jahre sind vergangen, seit mein Sohn zur Welt gekommen ist. Und in all seinem Sosein, in all seinem Anderssein willkommen geheißen wurde. Nicht nur von uns Eltern, auch von vielen Menschen in unserem Umfeld. Und vielleicht war es nicht zuletzt auch die schwierige Herzoperation, die mir bewiesen hat, dass auch für dieses Kind, auch von Seiten der Medizin, keine Mittel gescheut werden, dass es überleben und ein gutes, gesundes Leben führen kann.

Bereits der Tag der Geburt meines Sohnes war verbunden mit der befreienden und erlösenden Erkenntnis, dass ich dieses Kind ohne Wenn und Aber annehmen und von ganzem Herzen lieben kann. Alles war gut. Da war kein Hadern mehr, kein Stich im Herzen: Für diese

Gnade bin ich bis heute dankbar. Die mir geschenkte Gnade, mich über dieses Kind zu freuen, genauso wie es war, viel zu klein, mit einer fehlenden Herzklappe, einem Chromosom zu viel, einer katastrophalen Sauerstoffsättigung, überhöhten Bilirubinwerten und ohne die Kraft, auch nur einen Schluck selbstständig zu trinken. Pure Freude, großes Glück. Diese Freude hat unendliche Energien freigesetzt und mich vielleicht auch ein Stückweit über das hinauswachsen lassen, was ich mir zuvor zugetraut hatte.

Jedenfalls hat mir das Leben gezeigt, dass es im Anspruch an ein gelingendes Leben nicht darum geht, möglichst leid- und schmerzfrei durchs Leben zu gehen. Sie müssen sich vorstellen: dieses oft schwangeren Frauen gegenüber lapidar ausgesprochene „Hauptsache gesund“ hat in meiner Schwangerschaft nicht mehr gehalten. Wenn die Hauptsache „gesund“ war, was blieb dann noch übrig ... – für uns und unser Kind? Ich habe es für mich in ein „Hauptsache geliebt“ umgewandelt und das passt bis heute. Zumal seit der Herzoperation mein Sohn auch tatsächlich gesund ist. Denn Behinderung darf nicht mit Kranksein gleichgesetzt werden. Sowie Schicksalhafter nie isoliert negativ betrachtet werden sollte, das weiß jeder Mensch, den seine Behinderung nicht daran hindert, SEIN Leben zu leben.

Und die Dinge, die schwieriger sind? Natürlich gibt es sie. Momente des Haare-Raufens. Der Ohnmacht. Natürlich hadert der Mensch, der auf den Rollstuhl angewiesen ist, mit der unzulänglichen Barrierefreiheit. Natürlich schmerzt es mich, wenn mein Sohn nicht selbstverständlich dazugehören darf. Wenn seine Gleichwürdigkeit in Frage gestellt ist. Wenn er abgestempelt wird, ohne dass man sich auf ihn einlässt, ohne dass eine wirkliche Begegnung stattfindet. Ja, um so manchen Schmerz kommen wir nicht drum herum. Aber: nichts, nein wirklich nichts von alledem stellt das Lebensrecht von Menschen mit Behinderung in Frage. Ist es nicht erschreckend, dass das überhaupt gesagt werden muss? Pater Mitterstieler hat hier an dieser Stelle in der ersten Fastenpredigt zum Thema „Würde“ gesprochen „vom Glück geboren zu sein“. Das Glück geboren zu sein erhält nochmals eine neue Dimension, wenn das „Geboren-werden-dürfen“ derart in Frage gestellt ist, wie das bei Menschen mit Down-Syndrom der Fall ist. Über 95 % aller diagnostizierten Down-Syndrom-Kinder kommen nicht mehr zur Welt. Ärzte erzählen, dass die Pränataldiagnostik deshalb ein so selbstverständlicher Bestandteil der medizinischen Schwangerenbetreuung geworden, weil ein Leben mit Behinderung, mit einem behinderten Kind, in erster Linie als ein leidvolles interpretiert wird. Diese Zuschreibungen basieren auf sozialen Normen, die letztlich von den Frauen fordern, kein krankes oder behindertes Kind in die Welt zu setzen.

Genau hier ist das große Missverständnis begründet, wenn Momente des Schweren, die jedes Kind, ja, natürlich auch Kinder ohne Behinderung mitbringen, speziell aber bei behinderten Kindern als Leid definiert wird, das verhindert werden kann. Und die Medizin suggeriert, dass dieses Leid verhindert werden kann. Somit beginnt die erste Ausgrenzung – und die existenziellste – bereits pränatal. Hinzu kommt ein falsches, überzogenes Autonomieverständnis, wie das auch Gerhard Häfele in der letzten Sonntagspredigt angesprochen hat: wenn die Würde von älteren Menschen untergraben wird, weil ein Hilfe-Brauchen, ein Angewiesen-Sein den Respekt unterhöhlt bzw. Reaktionen auslöst, die entwürdigend wirken. Genauso ist das bei Menschen mit Behinderung: Die Begegnung auf Augenhöhe findet nicht statt, Selbstbestimmung wird ausgehebelt, weil ein möglicher Assistenzbedarf mit Schwachsein gleichgesetzt wird, weil dem Schwächeren gern das Recht abgesprochen wird, selbst über sich zu entscheiden und Schwachsein überhaupt in unserer

optimierten Leistungsgesellschaft etwas ist, das man tunlichst vermeiden sollte – und auch möchte. Auch das eigene Schwachsein.

Die Folge davon: Der Hilfe-Bedarf und die daran gekoppelte Leidzuschreibung, die Menschen mit Behinderung in vielen Fällen undifferenziert und unreflektiert trifft, hat tatsächlich längst zu der unseligen Fragestellung nach dem Lebenswert geführt. Und diese unterwandert damit ein Menschenrecht, das wir doch längst verinnerlicht haben bzw. haben sollten:

**Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren.**

**Und: Jeder Mensch hat das Recht auf Leben.**

Und wenn wir schon bei den Menschenrechten sind: Den größten Schmerz verursacht nicht die Behinderung an sich, viel eher leidet der „nicht norm-konforme“ Mensch unter dem Fehlen von Rahmenbedingungen und Rechten, die Antworten geben könnten auf seine Bedürfnisse und Fähigkeiten. Oder kürzer: Er leidet unter fehlenden Teilhabe-Möglichkeiten. Aber: Niemals, ganz sicher niemals, entwürdigt das Behindertsein an sich. Hier kommt die zweite Geschichte: Ein lieber Freund von mir, etwas älter als ich, ist seit seiner Impfung im 7. Lebensmonat körperlich behindert. Angefangen hat es damit, dass seine Beine gelähmt waren. Bis zu einem gesundheitlichen Einbruch vor rund 15 Jahren war er dank eines umgebauten Autos selbstständig unterwegs, heute ist er auf einen Elektrorollstuhl und ein Beatmungsgerät und in allen motorischen Belangen auf Assistenz angewiesen. Er erzählte mir von folgender Begebenheit: Anfang der 90er nach seinem Studium der Germanistik und Medienkommunikation war er auf Jobsuche. Zuvor hatte er schon als freier Mitarbeiter im ORF Landesstudio Kärnten gearbeitet, Radiobeiträge für das Kulturjournal und auch Hörbilder für Ö1 gemacht. Ja, er wollte Journalist werden und bat beim damaligen Landesintendanten um einen Gesprächstermin. Auf seine Jobanfrage antwortete dieser: *„Anstellen können wir Sie nicht. Aber Sie bringen mir einmal im Monat einen geschriebenen Beitrag, für den ich Sie bezahle. Ausstrahlen können wir ihn allerdings nicht.“* Mein Freund verstand die Welt nicht mehr. Wenig später probierte er es auf dem Arbeitsamt und fragte einen Mitarbeiter nach einer offenen Redaktionsstelle. Ins Rennen warf er, dass er flexibel sei und im Grunde überall in Österreich arbeiten könne. Sein Gegenüber schaute ihn von oben bis unten an und meinte dann: *„Job haben wir keinen für Sie aber mit der Behinderung können Sie gleich in Pension gehen.“* Gekommen ist es anders: Einige Jahre später hatte es mein Freund ins Bildungsministerium geschafft, später in den Nationalrat und heute ist er in einer verantwortungsvollen Position beim ORF in Wien.

Möglicherweise sind Aussagen wie in dieser Geschichte gar nicht bewusst gehässig oder gemein motiviert. Manchmal wollen Menschen sogar ganz besonders nett sein zu Menschen mit Behinderung. Positive Diskriminierung nennt man das: Loben über Gebühr, helfen, wo gar keine Hilfe gewünscht ist, vieles also aus der Kategorie des „gut Gemeinten“. *„Ich hab's doch nur gut gemeint“*, sagt sich so leicht und schnell. Doch davon hat der Empfänger nichts, wenn das gut Gemeinte nichts mit seinen Bedürfnissen zu tun hat. *„Nicht über uns, sondern mit uns!“*, appellieren deshalb Menschen mit Behinderung, fordern mehr Mitspracherecht und sind es satt, nicht gehört zu werden. Auch das entwürdigt: Nicht mitreden, mitentscheiden zu dürfen oder nur „abgehört“ zu werden, wenn man endlich einmal am Wort ist.

Vielleicht helfen aber auch Geschichten wie von meinem Freund Franz-Joseph Huainigg – so sein Name –, die in keine Schublade passen, neue Bilder zu kreieren und uns von unseren eigenen Vorverurteilungen zu befreien – von Vorurteilen, die den anderen in seiner Entfaltung behindern. Ähnlich auch der Effekt, wenn man sich auf die Begegnung mit

geflüchteten Menschen oder Menschen, die aus anderen Gründen am Rande der Gesellschaft stehen, einlässt. Durch meine journalistische Arbeit bei der Straßenzeitung *marie* habe ich das Glück, immer wieder Menschen unterschiedlichster Nationalitäten, unterschiedlichster sexueller Orientierung, mit brüchigen Lebensverläufen treffen und kennenlernen zu dürfen. Sie alle führen mir selbst immer wieder meine eigenen Vorurteile vor Augen und verschieben somit ständig meine Perspektiven. In der Erkenntnis, dass es kein Rezept oder Recht auf linear verlaufende Biografien gibt und im Verstehen anderer Lebenskonzepte weiten sich Horizonte ... Der Obdachlose und Alkoholiker, ein smarterer Kopf, in dessen Werdegang ein Bruch passiert ist, der nachvollziehbar ins soziale Abseits geführt hat ... Die Ex-Drogenabhängige, die als Jugendliche einer falschen Sehnsucht folgte, sich prostituierte, mit Mitte 20 dem Tod näher war als dem Leben und durch eine Glaubenserfahrung wieder ins Leben fand ... Der geflüchtete Afghane, der als Analphabet und Viehhirte nach Vorarlberg gekommen ist, in Windeseile Deutsch in Wort und Schrift gelernt hat, eine Kochlehre anfangen durfte, einen Freundeskreis aufgebaut hat und dann auf unsägliche Art und Weise wieder abgeschoben wurde und gerade nach vier weiteren Fluchtversuchen in der Türkei untergetaucht ist ... Die Romni, die einer Arbeit nachgeht, Alleinerzieherin ist, sich hier einfügen möchte und durch die Verbundenheit mit ihren Traditionen in einem Dilemma steckt ...

Es würde hier und heute den Rahmen sprengen, all diese Geschichten im Detail zu erzählen. Schließlich sind aber die Mechanismen der Entwürdigung immer dieselben und lassen sich wahrscheinlich in einem Wort zusammenfassen: Ausgrenzung. Sie alle leiden vor allem unter einem: fehlender Zugehörigkeit und damit Heimatlosigkeit, Nicht-Beachtung, Entwürdigung durch Ausgrenzung.

Ich komme zum Schluss und damit zur letzten Geschichte:

Eine Frau, sehr sozial eingestellt, begegnet einem Mann im Rollstuhl. Sie findet ihn sympathisch. Humorvoll. Lässt sich auf ein erstes Rendezvous ein. Verliebt sich. Rückblickend erzählt sie mir, sie habe den lieben Gott zur Rede gestellt, ihm gesagt, dass sie sich doch eh schon um so viele Leute kümmerge. „*Und jetzt schickst du mir den daher!*“ habe sie ihm vorgeworfen. Zu ihrer sozialen Veranlagung hätte es wohl gepasst, dennoch habe sie nie einen behinderten Mann zum Partner gewollt. Aber sie sei halt furchtbar verliebt in ihn gewesen. Zeitgleich warb auch noch ein Mann vom Typ „perfekter Schwiegersohn“ um sie. Sie habe wirklich mit sich gerungen. Entscheidungshilfe bekam sie dann im Schlaf: Ein Traum zeigte ihren „perfekten“ Verehrer querschnittsgelähmt nach einem Unfall. Sie sei schweißgebadet aufgewacht und sich bewusst geworden, das ginge für sie nicht – während sie sich ein Leben mit dem Mann, der bereits wirklich im Rollstuhl saß, sehr wohl vorstellen konnte ... Ein wertvolles, erfülltes Leben, darum habe sie gebetet, das sei ihre Sehnsucht gewesen. Inzwischen sind sie seit 24 Jahren verheiratet.

Es muss ja nicht immer gleich ein Eheversprechen sein, aber ich denke, sich auf den anderen einzulassen in all seinem Anderssein ist schlussendlich vor allem eine persönliche Entscheidung. Ein Ja zur Begegnung. Zur echten Begegnung. Es geht dabei nicht um ein „Können“ – so wie ich gemeint habe, es mit „so einem Kind nicht zu können“. Es geht darum, sich auf die Begegnung einzulassen. Seine eigenen Grenzen dabei zu wahren, sich nicht zu verausgaben, sich weder zu erheben noch sich zu ducken. Sich auf Störfaktoren wie „Mitleid“ zu überprüfen. Sich liebevoll einzufühlen, einfach mal zuzuhören. Dann aber auch: zu sagen, was einen überfordert, wo man verunsichert ist, konkret, wenn man nicht weiß, wie man mit jemanden in den Dialog treten kann, wenn man nicht weiß, wie man einem Menschen im

Rollstuhl helfen kann, ob man überhaupt helfen soll, wie man mit der Behinderung umgehen soll, wie die andere Kultur „tickt“. Natürlich können wir viel falsch machen. Natürlich ist niemand davor gefeit, Verletzungen zu verursachen. Aber die größte Verletzung ist wohl immer, wegzuschauen, abzuwerten, auszuschließen.

Ich möchte Sie – und immer wieder mich selbst – ermutigen, sich, mich, auf neue Erfahrungen einzulassen, durchaus auch auf Erfahrungen mit Menschen, die etwas Unberechenbares, Unkontrollierbares für uns haben. Ja, ich kenne die Angst, mich nicht richtig zu verhalten, Grenzen des anderen zu verletzen. Und ich kenne auch das Hemmnis, für meine eigenen Grenzen einzustehen. Doch nur wenn ich kein Mitleid mit meinem Sohn habe, kann ich ihn zu Anstand und Höflichkeit erziehen. Nur wenn ich jemandem, der im Rollstuhl sitzt, auf Augenhöhe begegne, werde ich auch aussprechen können – beispielsweise – dass er sich nicht fair verhält – ohne dass ich mich dabei herzlos fühle. Nur wenn ich auch im Syrer, der flüchten musste, einen Menschen mit Ängsten, Bedürfnissen und Sehnsüchten erkenne, werde ich mich mit ihm ernsthaft darüber unterhalten können, was mich beschäftigt, was meine Ängste sind und meine Bedürfnisse. Nur dann wird sogar eine Meinungsverschiedenheit möglich sein, ohne gleich in Generalverdacht zu geraten, fremdenfeindlich zu sein. Eben, auch das ist Würde: Dem anderen zuzugestehen, dass sein Handeln Wirkung auf mich hat, Gefühle auslöst. Positive wie negative. Deshalb: Einander in Würde begegnen, den Menschen sehen. Und mich dabei im anderen ein Stückweit erkennen.

*Abschließen möchte ich mit den Worten von Franz-Joseph Huainigg, der von 2002-2017 als Nationalratsabgeordneter und Behindertensprecher tätig war und sich mit folgenden Worten aus dem Nationalrat verabschiedet hat:*

### **Gott und die Welt**

Als Kind waren meine Beine plötzlich gelähmt. Ich weinte und verstand Gott und die Welt nicht mehr. Da sprach Gott: Ich nehme Dir die Kraft der Beine und schenke Dir die Langsamkeit. So entdeckte ich eine neue Welt, langsam auf dem Boden kriechend.

Als Jugendlicher konnte ich plötzlich nicht mehr mit Krücken gehen. Ich weinte und verstand Gott und die Welt nicht mehr. Da sprach Gott: Ich nehme Dir die Kraft in den Armen und schenke Dir dafür Witz und Ironie. So entdeckte ich im Rollstuhl eine neue Welt und brachte auf der Kabarettbühne die Leute zum Lachen.

Jahre später konnte ich weder Arme noch Beine bewegen. Ich weinte und verstand Gott und die Welt nicht mehr. Da sprach Gott: Desto weniger Du Dich bewegst, desto mehr bewegst Du. So begann ich die Welt ein wenig zu verändern und wurde Politiker.

Heute kann ich nicht mehr ohne Maschine atmen. Ich weinte und verstand Gott und die Welt nicht mehr. Da sprach Gott: Ich nehme Dir die Lungenkraft und schenke Dir einen langen Atem. Um für die Würde des Lebens zu kämpfen.

Simone Fürnschuß-Hofer